



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ein Vogelsberger Schulmeister vor fünfzig Jahren. 2

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

kaum zustande kommen dürfte. Dabei ist es völlig gleichgültig, daß unsere Kunstwerke ja thatsächlich gar keine vollständige Nachbildung der Wirklichkeit sind. Denn auch wenn dies der Fall wäre, würde das nicht zu beseitigende Bewußtsein, es nur mit einem Schein statt mit einem Sein zu thun zu haben, in der geschilderten Weise ändernd auf alle Gefühle einwirken.

Hiermit ist aber die von mir aufgeworfene Frage erledigt: das Kunstwerk kann auf keinen Fall genau denselben Eindruck, genau dieselbe Gesamtwirkung hervorrufen, wie die Wirklichkeit, und umgekehrt. Man mag der angestrebten „exakten“ Nachbildung der Natur einen Wert und Zweck beilegen, welchen man will, sie kann allenfalls dieselben Vorstellungsmassen, aber unter keinen Umständen dieselben Gefühlreihen erzeugen. Erkennt man aber die erregten Gefühle als das Wesentlichste bei der ästhetischen Wirkung an, so wird man sagen können: das Kunstschöne und das Naturschöne beruhen auf völlig verschiedenen Gesetzen.



Ein Vogelsberger Schulmeister vor fünfzig Jahren

2



ie nächste Poststelle, von der aus Briefe und Zeitungen wöchentlich einmal in die stillen Dörfer unsers abgelegenen Erdenwinkels gebracht wurden, lag vier Stunden entfernt. Da klopfte eines Abends ein Mann aus dem Orte an die Thüre und sagte atemlos: Herr Lehrer, es liegt ein Brief für Sie auf der Post; er ist von Darmstadt, hat ein Regierungssiegel und kostet Geld. Gewiß ist es ein Dekret. Geben Sie Acht, Sie kommen fort! Ach, wie thut mir das leid! — hier stossen ihm die Thränen die Wangen herunter — wir hatten Sie so gern! Was werden wir denn jetzt für einen kriegen?

War das nur eine Aufregung! Die Schule aussetzen und den Brief persönlich holen durfte und wollte der Schulmeister nicht; er mußte warten, bis der Briefbote kam. Endlich war er da. Der Brief wurde bezahlt, das Siegel aufgerissen, der Inhalt gelesen. Da stand es schwarz auf weiß, daß der Vikar von B. binnen vier Wochen die Lehrer- und Organistenstelle in Freischdone, zwei Stunden entfernt, anzutreten habe. Zugleich wurde ihm eröffnet, daß er Aussicht habe, sobald die Pension des zur Ruhe gesetzten Vorgängers geregelt sei, die Stelle endgiltig zu erhalten.

Das war eine Freudenbotschaft. Freischdone war Pfarrdorf. Es war früher der Sitz eines freiherrlichen Justiz- und Verwaltungsamtes gewesen; seine Schulstelle war für jene Zeit „sehr gut.“ Sie trug nach der Besoldungsnote 450 Gulden ein, eine ganz respektable Summe.

Unser Schulmeister machte sich also zunächst nach der Kreisstadt auf, um sich zu bedanken und das Nähere zu hören. Der Dekan, ein gescheiter, im Schulwesen wohl bewandeter Mann, teilte ihm mit, daß man ihn nach Freischdone schicke,

um die dort ganz verwahrloste Schule in Ordnung zu bringen; sein Vorgänger, ein Mann ohne Bildung und ohne Sitten, sei endlich zwangsweise pensionirt worden; es werde also dort Kämpfe geben, besonders mit dem im Orte weiter lebenden Pensionär, aber er solle nur seine Schuldigkeit thun, er werde an seinem Pfarrer die beste Stütze haben.

Ich möchte hier einmal der Legende entgegentreten, als ob in jenen Zeiten durch die Schuld der Kirche und der Geistlichkeit die Lage des Lehrerstandes so dürrig gewesen, als ob die Schule von der Kirche mit Absicht und Gewalt niedergehalten worden sei. Gerade das Gegentheil ist erweislich der Fall; gerade die Kirche hat die Schule mit allen Mitteln gehoben. Es gab ja anfangs nur Kirchspielschulen. Wo hätten denn damals bei der ganz ungeheuern Armut Gemeinde und Staat die Mittel zur Beschaffung von Schulhäusern, Lehrerwohnungen und Gehalten nach modernem Muster hernehmen sollen? Es war damals schon etwas Großes, als der Staat den niedrigsten Gehalt auf 300 Mark festsetzte. Nun erst wurde es möglich, diese Männer aus einem Glend zu reißen, von dem heute niemand mehr eine Vorstellung hat und das ein damals oft gesungnes Lied „Vom armen Dorfschulmeisterlein“ in einzelnen ausmalt.

Noch einer andern Legende möchte ich entgegentreten, nämlich der, als ob damals der Lehrer durch den Pfarrer in „Knechtschaft“ gehalten worden wäre. Im Gegentheil, die Pfarrer haben damals und auch später noch an den Lehrern ihre Helfer, ihre Freunde gesucht und gefunden. Das Verhältnis war meist ein herzliches. Ausnahmen, die es überall giebt, bestätigen nur die Regel.

Endlich noch eine Legende. Es ist eine weitverbreitete Ansicht, daß der Pfarrer als solcher unfähig sei, die Schulaufsicht zu führen und Schule zu halten. Aber gerade die Herren der modernen Schule sind Theologen gewesen, und ihre pädagogische Vorbildung war damals, wo der Pfarrer, ehe er ins Amt trat, erst jahrelang als Haus- oder Institutslehrer sein Brot suchen mußte, meist sehr gut. Gerade aus dem Vogelsberge waren mehrere Theologen bei Pestalozzi in Yverdon Hilfslehrer gewesen. Es ist ein Unsinn, die beiden Stände, die auf einander angewiesen sind und denselben Feind, die Unbildung, Roheit und Gottlosigkeit, zu bekämpfen haben, so gegen einander zu heßen, wie es eine Zeitlang Mode war. Mißgriffe wurden ja allerdings manchmal begangen, indem man den rechten Mann nicht an die rechte Stelle setzte.

Unser Schulmeister kannte seinen Vorgänger von den Konferenzen her. Er stand auch in freundslichem Verkehr mit ihm; er hatte seiner Zeit dessen Sohn Wilhelm, einen jungen Taugenichts, unter seinen Präparanden gehabt. Er dachte also: der Mann wird sich mit Würde in das Unvermeidliche fügen, und ich werde mit ihm gut auskommen.

Aber es kam anders. Als er in die Wohnstube trat, wo die Lehrersfrau mit ihren drei überreifen Töchtern am Spinnrocken saß, und sich als Dienstmachfolger vorstellte, folgte eine Szene voll Grauen. Mutter und Töchter brachen in Wehgeschrei aus; der Mann wurde aus dem gegenüberliegenden Schulzimmer gerufen, Verwünschungen gemeinster Art erschollen gegen die Regierung, gegen den Pfarrer und gegen den neuen Schulmeister. Der rote Ruzon da unten hats nun fertig gebracht, hieß es, und zehn Fäuste ballten sich in der Richtung nach dem Pfarrhause. Und Ihr, Ihr junger Lump, hieß es jetzt fünfstimmig zu dem unwillkommenen Besuche, Ihr glaubt, daß wir gutwillig aus dem Hause gehen werden? Und wenn Ihr uns mit Ketten ziehen und mit Hunden heßen wolltet, wir gehen nicht!

Der neue Lehrer machte, daß er aus dieser unholden Umgebung fortkam, und ging hinunter ins Pfarrhaus, wo er sich vorstellte und einen wohlwollenden Empfang fand.

Der Pfarrer, einer seit den Reformationszeiten im Kirchen- und Staatsdienste rühmlich bekannten Familie angehörig und zum Unterschiede von seinen schwarzen Onkeln und Vettern der rote B. . . genannt, empfing seinen neuen Mitarbeiter mit offenen Armen. Wie bin ich froh, sagte er, daß Sie kommen, da Sie mir so gut empfohlen sind, und daß ich endlich einmal auf das Ende der betrübendsten Mißstände hoffen kann! Ihr Vorgänger ist durchaus unwissend. Er war auf keinem Seminar; er hat auch später nichts gelernt; seine Sitten und das Leben der Familie üben keinen guten Einfluß; er mußte fort, und endlich ist es mir gelungen. Als der Pfarrer von dem Empfange im Schulhause hörte, lächelte er und sagte: Nehmen Sie das den Leuten nicht übel. Ich werde dafür sorgen, daß Ihnen Schule und Haus geräumt wird. Dann rief er seine Frau herbei, ein wahres Prachtexemplar einer Pfarrfrau alten Stils. Auch sie begrüßte den neuen Nachbar mit Freuden, rief ihre Kinder, die wie die Orgelpfeifen dastanden, immer eins eine Spanne länger als das andre, stellte ihnen ihren neuen Lehrer vor und ermahnte sie zu Ehrfurcht und Gehorsam. Der Lehrer mußte über Mittag im Pfarrhaus bleiben, und als er am Nachmittag Abschied nahm und seiner bisherigen Heimat zuschritt, da hatte er die Ueberzeugung, daß er wohl schwere Arbeit finden, daß aber seine Arbeit auch anerkannt werden würde.

Unterdessen fiel der Schnee, wie er nur in Gebirgsgegenden fallen kann. Alle Höhlen und Wege waren verschneit; es war unmöglich, mit dem kleinen Rinde in dieser harten Winterzeit zu ziehen. Der Schulmeister gab sich also in Freischdone in Kost, fing mutig seine Schule an und ließ, nachdem der strengste Teil des Winters vorüber war, seine Familie nachkommen. Auch sein Vorgänger fand sich endlich in sein Schicksal, nachdem ihm von der Stelle 150 Gulden und von der Gemeinde weitere 100 Gulden als Pension bewilligt worden waren; er kaufte sich ein passendes Haus und zog ab, nicht ohne vorher die Spalierzweischen und Weinstöcke, die das Haus an zwei Seiten umgaben und schon ganz süßes Obst gaben, sowie die zahlreichen Beerensträucher des Gartens abzuschneiden. Er war aber doch fort, als Frau und Kind des jungen Lehrers kamen, und nun konnte man sich häuslich einrichten.

Die Wohnung war zwar schon hundert Jahre alt, aber gegen die bisherige war sie das reine Schloß. Der Schule gegenüber lagen Wohnstube und Schlafkammer, die die Familie zur Tages- und Nachtzeit aufnahmen; eine Stiege hoch waren noch zwei Zimmer und drei Kammern, alles niedrig und verwahrlost, aber doch geräumig. Zwar mußte die Frau, wenn sie in die Wirtschaftsgebäude wollte, über einen zugigen Hof laufen; aber auch das war viel besser als früher, wo gar kein Heuspeicher bei der Wohnung war und Heu und Stroh in kleinen Gebinden aus dem entfernten, von der Gemeinde gemieteten Heuspeicher geholt werden mußten.

Der Garten war gut. Der Vorgänger, ein ebenso tüchtiger Gärtner als schlechter Schulmeister, hatte sehr viel Obst gepflanzt, das im besten Wachstum stand, und das er nicht umhauen durfte. Pfarr- und Schulgarten waren durch eine niedrige Hecke getrennt, an der sich die Glieder beider Familien, denn auch die Frauen vertrugen sich gut, täglich zu einem traulichen Ständchen zusammenfanden.

Als der Schulmeister das Dekret seiner Anstellung bekam, sah er zwar zu seinem Schrecken, daß er jährlich 150 Gulden an den Pensionär abzugeben habe,

aber es blieben ihm immer noch 300 Gulden, das war mehr als er bisher gehabt hatte, und so trat er mutig und fröhlich in sein arbeitsvolles Amt.

Die Besoldung war zum Teil Geldbesoldung, indem für jedes Kind jährlich 50 Kreuzer Schulgeld erhoben wurde; davon bekam er aber vorläufig nichts, es reichte kaum zur Abfindung des Pensionärs. Dann war ein Schulgut da, das die Gemeinde in den letzten Jahren hatte stellen müssen. Der Gemeinderat hatte sich das leicht genug gemacht; er hatte einige Wüstungen mit einer Furche umrissen und diesen steinigten und moorigen Boden dem Lehrer als Schulgut überwiesen; es war aber gewiß nicht gut. Seine Haupteinnahme hatte der Lehrer als Organist und Kirchendiener. Seine Accidenzien waren besonders bei Beerdigungen viel höher als die des Pfarrers. Außerdem bekam er von jedem Hause in dem großen Kirchspiele eine Fruchtgabe. Im Spätherbst, wenn der Bauer zu dreschen anfangt, zogen Pfarrer und Organist von Dorf zu Dorf und erhoben das ihnen zustehende Deputat. Die Hausbesitzer kamen mit ihren Fruchtsäcken und maßen jedem der beiden Würdenträger ihr Maß zu. Der Hause des Organisten war freilich viel kleiner als der des Pfarrers; dafür hatte er aber den Vorteil, daß ihm der Ausfall aus den Gemeindefassen ersetzt werden mußte, während der Pfarrer einen großen Teil seiner Forderungen in den Schornstein schreiben mußte. Die Armut der Leute war zu groß; es schickte sich für einen Prediger der Liebe nicht, den armen Leuten ihre letzte Habe wegpfänden zu lassen, und eine zum Ersatz verpflichtete Kasse war nicht da.

Kamen teure Jahre, und es gab damals mehrere „Hungerjahre,“ wo die Feldfrüchte unter der glühenden Sonne fast verdorrten, so stieg der Wert der Besoldung auf das Doppelte. Freilich mußte auch viel weggeschenkt werden, denn wer hätte die vielen halbverhungerten und halberfrorenen Jammergestalten, die stundenweit herkamen, erbarmungslos abweisen können! Das hätte der Lehrer nicht gethan, und noch weniger die Lehrerin, die von ihrem Heimatsgute gewöhnt war, gegen die Armen und Bedürftigen nicht karg zu sein. Immerhin wurde im Sommer, besonders wenn bei der ausgezeichneten Gesundheit der Gebirgsbewohner lange niemand starb, das Geld manchmal knapp, und so war es doch ein sonniger Tag, als der Pensionär in seinem Schmollwinkel den Geist aufgab, und unserm Lehrer die ganze Besoldung mit einigen Abstrichen gegeben wurde. Er wurde dafür bei seinen Amtsbrüdern der Gegenstand des Neides weit und breit, was er ihnen durch eine reichlich gebotene Gastfreundschaft vergalt. Sein Haus wurde der Mittelpunkt der Lehrerschaft des westlichen Vogelsbergs, und wahrlich, es ging kein schlechter Geist von diesem Hause aus.

Die Arbeit, die ihm auf dieser seiner „guten“ Stelle wurde, war aber auch nicht leicht. In zwei Abteilungen hatte er 160 Kinder zu unterrichten. In der Sommerzeit waren entweder Ferien, oder es wurde nur wenige Stunden Schule gehalten; was die Schule leisten sollte, mußte im Winter gethan werden. Da steckte er denn vom Tagesgrauen an bis zum Nachtläuten in seiner engen, niedrigen Schulstube unter den vielen Kindern und lehrte unverdrossen, was nur in die dicken Schädel hinein wollte. Er hatte eigentlich, wie auf seiner frühern Stelle, wieder zwei Schulen, nur daß er nicht mehr die schlimmen Wege zu laufen hatte.

Als Kirchendiener hatte er mancherlei Aufgaben, und nicht ganz leichte. Daß er dem Pfarrer das Taufwasser in die Kirche oder ins Pfarrhaus zu liefern hatte (Haustausen gab es damals nicht), daß er bei allen Beerdigungen im Kirchspiel seine Lungen anzustrengen und weite Märsche zu machen hatte, daß er bei Hochzeiten die Orgel zu spielen und überhaupt den Gottesdienst durch Gesang und

Orgelspiel zu verschönern hatte, daß sein Wohnzimmer zugleich das Wartezimmer für die Kollegen und die vermögenden Bauern aus den Filialen war, ehe sie zur Kirche gingen, ebenso für die Tauf- und Hochzeitsgesellschaften, die es liebten, unter den Klängen des Tauf- oder Hochzeitsliedes im feierlichen „Zuge“ in die Kirche einzutreten, daß er, wie der Pfarrer, sein Kirchenbuch über alle kirchlichen Akte zu führen hatte, das alles that er gern, es hob ihn als „Orgelst.“ wie ihn das Kirchspiel respektvoll nannte, über seine Kollegen und brachte ihm auch erkleckliche Accidenzien. Dagegen war es eine entwürdigende, lästige und sehr zeitraubende Beigabe seines Amtes, daß er auch den Glöckner und Kirchendiener machen mußte. Das Läuten zur Schule, zur Kirche und zu den Beerdigungen besorgten wohl die Schulkinder; dabei war aber auch bei Tagesanbruch, des Mittags um elf Uhr und im Winter des Abends um acht Uhr zu läuten; auch mußte Samstags nachmittags mit allen drei Glocken geläutet werden. Da waren die Schüler fort, und ehe sein Söhnchen zum Sohn geworden war und seinen Strang selber ziehen konnte, mußte er oft von seinem Berge aus rufen und winken, bis er einen willigen Mann fand, der sich neben ihn und seine Frau an die dritte Glocke stellte, um das Vorläuten für den Sonntag zu stande zu bringen. Daneben war noch die alte Turmuhr mit ihren drei schweren Steingewichten täglich aufzuziehen und zu richten.

Die Kirche stand damals noch ganz im Volke. Die Bibel war noch das Buch der Bücher, ihr Inhalt der ganzen Gemeinde wohl bekannt. Es fehlte nicht an Leuten, die sie alljährlich durchlasen und ihre wichtigsten Stellen im Gedächtnis hatten. „In den Büchern lesen“ und „über den Büchern sitzen“ hieß über der Bibel, den Gebetbüchern und andern religiösen Büchern sitzen. Tisch- und Abendgebet gehörten noch zur allgemeinen Sitte, und auch unser Schulmeister legte sich nicht zur Ruhe, ohne seine Andacht aus Starcks Gebetbuch verrichtet zu haben. Mit Stolz lasen die Freischdoner an den Tischen, die am Ein- und Ausgang des Dorfes standen, daß sie ein Pfarrdorf waren. Mit Stolz blickten sie auf die am Kirchberge liegende große Kirche, einen viereckigen Steinkasten mit ebensolchem Glockenturm, der sich durch drei häßliche Haubenaufsätze mühsam bis zum Turmknopf und zum Gickelhahn hinaufarbeitete. Mit Stolz sahen sie auf das Pfarrhaus und die Pfarrfamilie, deren Wohnung ihr Dorf zu einer Art Hauptstadt machte. Mit Stolz lehrten sie ihre Kinder von früher Jugend an ihren Lehrer „Herr Orgelst.“ anreden, „denn er ist mehr wie die andern.“ Mit Geringschätzung sahen sie auf die Filialisten, die zu ihnen in die Kirche und auf ihren Kirchhof kommen mußten. Mancher Spottvers gab von diesem Selbstgefühl Kunde, z. B.:

Freischdone ist die reiche Stadt,
Holzmill trägt den Bettelsack,
Fleischmich ist der Rübenkübel,
Rothmill ist der Deckel drüber,
Sahls ist das Möschchen rot,
Reichels ist der bittere Tod.

So pfl egten auch die Freischdoner Konfirmanden ihre Filialisten mit dem dünnen Ton ihres Schulglöckleins aufzuziehen, das freilich gegen das dreistimmige Geläute der Kirche sehr zurückstand: es ist ja nur „ä Kaffeemirschelche“ (ein Kaffeemörser; die Kaffeemühlen wurden damals erst bekannt). Und doch hingen die Filialisten fast mit noch größerer Liebe und Begeisterung an ihrer Kirche und ihrem Pfarrer, als die Freischdoner. Des Sonntags Morgens, auch bei Wind, Regen und Schnee sah man sie von allen Bergen herunterziehen ins Thal, wo ihnen die

massive Kirche von ihrer kleinen Höhe herab als ihre geistige Heimat winkte. Sonntag für Sonntag war die Kirche voller Zuhörer, und an Feiertagen saßen sie auf den Treppen und standen in den Gängen. Alles war voll Andacht.

Der Pfarrer war ein alter Rationalist, und man ist gewöhnt, über den „alten, flachen, kalten, schalen“ Rationalismus den Stab zu brechen; man beurteilt ihn gern nach einigen häßlichen Auswüchsen. Aber man ist mit den würdigen Männern einer vergangenen Zeit ungerecht umgegangen. Wahr ist es, daß ihnen unter der ätzenden Kritik ihrer Professoren manches Kleinod des Glaubens abhanden gekommen war. Aber was ihnen geblieben war, das hielten sie umso fester, das umfaßten sie mit umso größerer Wärme und erwärmten auch ihre Gemeinden dafür. Niemand wird die Gesangbuchverhunjungen und die natürlichen Wundererklärungen jener Zeit loben, besonders wenn er sie gelesen hat. Niemand wird das lockere und unwürdige Treiben eines Karl Friedrich Bahrdt verteidigen. Aber deshalb sollte man doch über Tausende von braven und treuen Männern nicht voreilig den Stab brechen, die in ihrem Leben heilig und ernst für eine ihnen heilige und ernste Sache gekämpft haben. Der Pfarrer B. in Freischdöne war ein gewaltiger Prediger. Stundenweit kamen die Leute in seine Kirche, auch die Katholiken aus dem benachbarten Fulderland. Er hielt scharfe Predigten gegen die alten Sünden der Gebirgsvölker, gegen das Sausen und die Unzucht. Er brachte durch seine eindringlichen Mahnungen manchen, der einen Meineid schwören wollte, davon zurück. Sein Andenken steht noch heute bei den Kindern derer, die einst an seinen Lippen hingen, in Ehren.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Ein Kohlenring. Die „Schlesische Zeitung“ hat wiederholt auf die Tatsache hingewiesen, daß fast die gesamte Kohlenförderung des ober-schlesischen Reviers — die fiskalischen Gruben nicht ausgenommen — in die Hände weniger Großhändler gelangt, die als Konsortium den Markt beherrschen und in rücksichtsloser Ausbeutung dieser Lage die Kohlenpreise willkürlich in die Höhe treiben, ohne daß den Grubenbesitzern und Bergleuten aus der Preiserhöhung ein Vorteil erwüchse. Die Kohlenpreise sind von diesen Herren seit anderthalb Jahren um sechzig bis hundert Prozent erhöht worden, während die Aufbesserung der Arbeitslöhne höchstens zwanzig bis fünf und zwanzig Prozent beträgt. Dem gemeinschädlichen Treiben des Kohlenringes ein Ende zu machen, seien nur die fiskalischen Werke in stande. Diese sollten erstens die Preise ihrer eignen Kohlen sofort herabsetzen, zweitens in Zukunft nicht mehr den überwiegenden Teil ihrer Förderung Großhändlern überlassen, ohne diesen die Verkaufspreise vorzuschreiben. Am besten würde es sein, wenn der Kohlenverschleiß auf dem Wege der Agentur mit öffentlich bekannt gemachten Preisen bewirkt würde, wie das im Saargebiet schon seit Jahren geschehe. In Nr. 651 (18. September) beklagt es die „Schlesische Zeitung“ aufs lebhafteste, daß ihre Bemühungen bis jetzt ohne Erfolg geblieben sind, und daß am 1. September eine